

CLÉLIE AVIT

Ich kenne dich aus meinen Träumen



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Elsa verspürt keine Kälte mehr, keinen Hunger, keine Angst, seit sie vor ein paar Monaten nach einem Unfall in den Bergen ins Koma gefallen ist. Doch sie hört alles um sich herum. Hört, dass die Ärzte und ihre Familie die Hoffnung aufgegeben haben und die Maschinen, die sie am Leben erhalten, abstellen wollen. Als Thibault eines Tages aus Versehen in ihr Zimmer platzt – er scheint Ruhe vor seinem eigenen Familiendrama zu suchen –, soll sich alles verändern. Er beginnt mit ihr zu sprechen, ohne Antworten zu erwarten. Erzählt ihr von sich und dem Leben. Und er kommt wieder. Jeden Tag, da er sie in ihrem Zimmer besucht, wächst das Gefühl der Verbundenheit zwischen dem fremden Mann und dem schlafenden Mädchen. Denn Thibault sieht etwas, das alle anderen nicht mehr erkennen: Elsa ist noch da.

Autorin

Clélie Avit wurde 1986 geboren und wuchs in der Auvergne auf. Heute ist sie Physik- und Chemielehrerin an einem Gymnasium in Nizza und unterrichtet auch Tanz. »Ich kenne dich aus meinen Träumen« ist ihr erster Roman, mit dem die junge Autorin einen renommierten Talentwettbewerb in Frankreich gewann. Er wurde in 21 Länder verkauft.

Clélie Avit

Ich kenne dich
aus meinen Träumen

Roman

Aus dem Französischen
von Doris Heinemann

GOLDMANN

Die französische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »Je suis là« bei JC Lattès, Paris.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung ein-
gesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag kei-
nerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2016

Copyright © der Originalausgabe 2015 by Éditions Jean-Claude Lattès

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Antje Steinhäuser

MR · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48424-9

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



1

ELSA

Mir ist kalt. Ich habe Hunger. Ich habe Angst.

Glaube ich wenigstens.

Ich liege jetzt schon zwanzig Wochen im Koma und stelle mir vor, dass ich Kälte, Hunger und Angst empfinden müsste. Das klingt völlig unsinnig, denn wenn jemand wissen sollte, was ich spüre, dann ja wohl ich, aber ... Ich kann mir alles nur vorstellen.

Ich weiß, dass ich im Koma liege, weil ich gehört habe, wie sie darüber redeten. In Andeutungen. Es muss etwa sechs Wochen her sein, dass ich zum ersten Mal »gehört« habe. Wenn ich richtig gezählt habe.

Ich zähle, so gut ich kann. Ich habe damit aufgehört, in Besuchen des Arztes zu zählen. Er kommt praktisch nicht mehr. Lieber zähle ich in Runden der Krankenschwestern, doch die sind ziemlich unregelmäßig. Am einfachsten ist es, die Runden der Putzfrau zu zählen. Jede Nacht gegen ein Uhr morgens kommt sie in mein Zimmer. Das weiß ich, weil ich immer den Jingle des Radios an ihrer Putzkarre höre. Und den habe ich jetzt zweiundvierzig Mal gehört.

Seit sechs Wochen bin ich wach.

Seit sechs Wochen merkt es niemand.

Sie können mich ja auch nicht rund um die Uhr in die-

se Röhre schieben. Solange der Empfänger, der neben mir piept, nicht anzuzeigen geruht, dass mein Hirn die fürs Hören zuständigen Areale wieder aktivieren kann, wird niemand auf die Idee kommen, meinen Kopf in einen achthunderttausend Euro teuren Computertomografen zu stecken.

Alle glauben, ich sei nicht mehr zu retten.

Sogar meine Eltern beginnen, mich aufzugeben. Meine Mutter kommt nicht mehr so oft. Mein Vater hat seine Besuche wohl schon nach zehn Tagen eingestellt. Nur meine kleine Schwester kommt regelmäßig jeden Mittwoch, manchmal in Begleitung ihres gerade aktuellen Freundes.

Meine Schwester benimmt sich wie ein Teenager. Sie ist fünfundzwanzig und wechselt praktisch jede Woche den Freund. Am liebsten würde ich ihr die Ohren lang ziehen, aber da ich das nicht kann, höre ich ihr zu.

Wenn es eins gibt, was die Ärzte zu sagen wissen, dann: »Sprechen Sie mit ihr.« Jedes Mal, wenn ich höre, wie einer von ihnen es sagt (was natürlich nicht mehr oft der Fall ist, da sie immer seltener vorbeikommen), möchte ich ihm seinen grünen Kittel ins Maul stopfen. Ich weiß übrigens nicht, ob er grün ist, aber ich stelle ihn mir grün vor.

Ich stelle mir vieles vor.

Sonst habe ich eigentlich auch nichts zu tun. Denn von den ewigen Liebesgeschichten meiner Schwester bekomme ich schnell genug.

Sie ist keineswegs rücksichtslos, meine kleine Schwes-

ter, aber sie wiederholt sich ein bisschen. Es ist immer der gleiche Anfang, der gleiche Mittelteil und das gleiche Ende. Nur die Jungs wechseln. Alle sind Studenten. Alle Motorradfahrer. Und an allen ist etwas faul, aber das ist ihr nicht klar. Ich habe es ihr nie gesagt. Das muss ich tun, wenn ich eines Tages aus diesem Koma rauskomme. Es könnte ihr nützen.

Die Besuche meiner Schwester haben allerdings einen großen Vorteil: Sie beschreibt mir meine Umgebung. Nur fünf Minuten lang. Die ersten fünf Minuten, nachdem sie mein Zimmer betreten hat. Sie beschreibt mir die Farbe der Wände, das Wetter draußen, den Rock unter dem Kittel der Krankenschwester und das brummige Gesicht des Sanitäters, der ihr auf dem Weg zu mir begegnet ist. Meine kleine Schwester geht auf die Kunsthochschule. Deshalb habe ich bei ihren Beschreibungen immer den Eindruck, ich läse ein Gedicht in Bildern. Aber es dauert nur fünf Minuten. Danach kommt unweigerlich eine Stunde Kitschroman.

Heute ist der Himmel anscheinend grau, wodurch die milchigen Wände meines Zimmers wohl noch fürchterlicher aussehen als sonst. Der Rock der Krankenschwester ist beige, also nicht gerade geeignet, das Ganze auch nur im Geringsten aufzufrischen. Und der neueste augenblickliche Freund heißt Adrien. Nach Adrien habe ich abgeschaltet. Und bin in meine Umgebung zurückgekehrt, als sich die Tür schloss.

Ich bin wieder allein.

Ich bin seit zwanzig Wochen allein und weiß es erst

seit sechs Wochen. Trotzdem, es kommt mir vor wie eine Ewigkeit. Vielleicht würde die Zeit schneller vergehen, wenn ich mehr schlief. Ich meine, wenn sich mein Geist ausschalten würde. Aber ich schlafe nicht gern.

Ich weiß nicht, ob ich irgendeinen Einfluss auf meinen Körper habe. Ich bin eher »an« oder »aus« wie ein Elektrogerät. Mein Geist tut, was er will. Ich bin Mieterin im eigenen Körper. Und ich schlafe nicht gern.

Ich schlafe nicht gern, weil ich dann nicht einmal mehr Mieterin bin, sondern nur noch Zuschauerin. Ich sehe all diese Bilder vorüberziehen und habe keinerlei Möglichkeit, sie schnell zu verscheuchen, indem ich aufwache oder schwitze oder um mich schlage. Ich kann sie nur vorüberziehen sehen und auf das Ende warten.

Jede Nacht ist es dasselbe. Jede Nacht derselbe Traum. Jede Nacht durchlebe ich, was mich hierher gebracht hat, in dieses Krankenhaus. Und das Schlimmste daran ist, dass ich mich ganz allein in diesen Zustand gebracht habe. Ich ganz allein. Ich und meine dämliche Gletscher-Leidenschaft, wie mein Vater immer sagte. Deshalb hat er übrigens auch aufgehört, mich zu besuchen. Wahrscheinlich denkt er, ich hätte es darauf angelegt. Er hat nie verstanden, warum ich das Gebirge so sehr liebe. Er sagte oft, es würde mich noch umbringen. Er hat sicher den Eindruck, durch den Unfall eine Schlacht gewonnen zu haben. Ich habe nicht den Eindruck, ich hätte verloren oder gewonnen. Ich habe überhaupt keinen Eindruck. Ich will nur aus diesem Koma raus.

Ich will wirklich Kälte, Hunger und Angst spüren.

Wahnsinn, was man über den Körper lernen kann, wenn man im Koma liegt. Man versteht wirklich, dass Angst eine chemische Reaktion ist. Denn ich könnte ja einen Horror haben, wenn ich jede Nacht meinen Albtraum durchlebe, aber nein, ich sehe nur zu. Ich sehe mich um drei Uhr morgens im Schlafraum der Hütte aufstehen und die anderen Mitglieder meiner Seilschaft wecken. Ich sehe, wie ich mich kaum entschließen kann zu frühstücken und wieder einmal zögere, einen Tee zu trinken, weil ich auf dem Gletscher keine volle Blase haben will. Ich sehe, wie ich methodisch von Kopf bis Fuß eine Kleidungsschicht nach der anderen anlege. Ich sehe mich die winddichte Jacke schließen, die Handschuhe anziehen, die Stirnlampe zurechtrücken und die Steigeisen befestigen. Ich sehe mich mit meinen Wanderkameraden lachen, die ebenfalls noch nicht ganz wach sind, aber randvoll mit Freude und Adrenalin. Ich sehe mich, wie ich den Klettergurt befestige, Steve das Seil zuwerfe und meinen Achterknoten binde.

Diesen verdammten Achterknoten.

Diesen Knoten, den ich schon unzählige Male gemacht habe.

An diesem Morgen habe ich ihn nicht von Steve kontrollieren lassen, weil er gerade einen Witz erzählte.

Dabei schien der Knoten völlig in Ordnung zu sein.

Aber ich kann mich nicht warnen. Also sehe ich zu, wie ich das zusammengerollte überstehende Seilende in die eine und den Eispickel in die andere Hand nehme und mich auf den Weg mache.

Ich sehe mich atmen, lächeln, zittern, gehen, gehen, gehen und immer weiter gehen. Ich sehe mich mit gleichmäßigen Schritten voranschreiten. Ich sehe, wie ich zu Steve sage, er solle bei der Schneebrücke auf der Gletscherspalte über uns aufpassen. Ich sehe mich die Zähne zusammenbeißen, als ich selbst diese heikle Stelle überwinde, und dann, auf der anderen Seite, erleichtert aufatmen. Ich sehe mich darüber witzeln, dass es so einfach war.

Und ich sehe meine Beine unter mir wegsacken.

Was folgt, kenne ich auswendig. Die Schneebrücke war ein riesiges Schneebrett. Ich stand als Einzige noch darauf. Der Schnee rutscht unter mir weg, und ich rutsche mit. Ich spüre den Ruck des plötzlich gespannten Seils, das Steve und mich verbindet wie eine Nabelschnur. Ich spüre die Erleichterung, die mich überflutet, und dann die Angst, weil sich das Seil um einige Zentimeter verlängert. Ich höre die Stimme von Steve, der sich mit seinen Steigeisen und dem Pickel ins Eis krallt. Ich höre undeutlich Anweisungen, doch der Schnee geht immer noch über mich hinweg und lastet immer schwerer auf meinem Körper. Die Spannung um meine Taille nimmt stetig ab, der Knoten löst sich, und ich rutsche weg.

Nicht sehr weit. Vielleicht zweihundert Meter. Ich bin vollständig von Schnee bedeckt. Mein rechtes Bein tut schrecklich weh, und meine Handgelenke scheinen in einem seltsamen Winkel zu stehen.

Ich habe den Eindruck, für einige Sekunden einzuschlafen, dann bin ich wieder wach, wacher denn je. Mein

Herz rast. Ich habe Todesangst. Ich versuche, mich zu beruhigen, doch das ist schwierig. Ich kann keinen Teil meines Körpers bewegen. Der Druck ist zu stark.

Ich atme kaum, trotz der wenigen Kubikzentimeter Hohlraum vor mir. Ich öffne den Mund ein wenig und finde mühsam die Kraft zum Husten. Speichel fällt auf meine rechte Wange. Ich liege also vermutlich auf der Seite. Ich schließe die Augen und versuche mir vorzustellen, ich läge im Bett. Es ist schlicht unmöglich.

Ich höre Schritte über mir. Ich höre Steves Stimme. Ich möchte schreien. Ihm sagen, dass ich hier bin, genau unter seinen Füßen. Ich höre auch andere Stimmen. Sicher die Bergsteiger, die wir kurz vorher überholt hatten. Ich möchte in meine Pfeife blasen, aber dafür müsste ich den Kopf bewegen, und das geht nicht. Also warte ich, eiskalt, versteinert. Nach und nach verhallen die Geräusche. Ich weiß nicht, ob es so ist, weil sie sich entfernen oder weil ich einschlafe, jedenfalls wird alles schwarz.

Und danach kann ich mich erst wieder an die Stimme des Arztes erinnern, der meiner Mutter sagt, es müssten noch Papiere ausgefüllt werden, man habe mich in ein anderes Zimmer verlegt, denn wissen Sie, Madame, nach Ablauf von vierzehn Wochen lässt sich medizinisch nicht mehr viel ausrichten.

Danach begriff ich, dass ich nur hören konnte. Mein Geist wollte weinen, aber natürlich gelang es mir nicht. Ich empfand nicht einmal Traurigkeit. Ich empfinde immer noch keine. Ich bin ein leerer Kokon. Nein, ich wohne in einem leeren Kokon.

Eine Schmetterlingspuppe als Mieterin in einem Kokon, so ist es vielleicht hübscher. Ich würde ihn gern verlassen, um zu sagen, dass ich auch die Besitzerin bin.

2

THIBAUT

»Lass mich in Ruhe, hab ich gesagt!«

»Du gehst nirgendwohin, bevor du ihn nicht besucht hast.«

»Lass mich! Ich habe es schon fünfzehn Mal versucht, und es ist immer das Gleiche. Er ist abstoßend, widerlich, ordinär und gemein. Wie aus einem schlechten Zeichentrickfilm. Er interessiert mich nicht.«

»Verdammt noch mal, er ist dein Bruder!«

»Er war mein Bruder, bevor er diese beiden Mädchen überfahren hat. Wenigstens ist auch er nicht ganz heil davongekommen. Vielleicht wäre er besser mit ihnen krepiert, aber womöglich ist es für ihn ja auch so eine Strafe.«

»Mensch, Thibault, hör dich mal reden! Du meinst doch nicht, was du sagst!«

Ich erstarre. Seit einem Monat sage ich allen immer dasselbe, und mein Vetter glaubt immer noch, dass ich es nur aus Angst tue. Ich habe keine Angst mehr. Angst hatte ich anfangs, als das Krankenhaus anrief, als meine Mutter auf dem Fliesenboden der Küche zusammenbrach, als wir in dem alten Peugeot 206 meines Veters die zulässige Höchstgeschwindigkeit überschritten. Angst hatte ich, bis ich den Polizisten vor der Zimmertür meines Bruders stehen sah. Seither bin ich nur noch zornig.

»Doch, ich meine jedes Wort.«

Diesen Satz habe ich in eisigem Ton gesagt. Anscheinend war mein Vetter nicht darauf gefasst. Auch er ist jetzt im Gang stehen geblieben. Ich weiß, dass meine Mutter bereits in Zimmer 55 ist.

Einige Krankenschwestern gehen an uns vorüber, ungerührt. Ich werfe meinem Vetter einen Blick zu. Er ist starr vor Scham.

»Hör auf, dich verrückt zu machen, und lass mich in Frieden. Erzähl meiner Mutter, was du willst. Ich treffe euch am Ausgang.«

Ich drehe mich um, öffne die Tür rechts von mir, die zum Treppenhaus führt, und schlage sie dann hinter mir zu. Niemand nimmt je die Treppe in einem Krankenhaus, also schließe ich die Augen, lehne mich gegen die Wand und lasse mich dann langsam zu Boden sacken.

Die Kälte des Betonbodens dringt durch meine Jeans, doch das ist mir egal. Meine Füße sind sowieso eiskalt von der Fahrt im ungeheizten Auto, und meine Hände sind vermutlich blau gefroren. Ich wage mir gar nicht auszumalen, welche Farbe sie im Winter annehmen, wenn ich weiterhin jedes Mal beim Verlassen der Wohnung die Handschuhe vergesse. Noch ist Herbst, jedenfalls offiziell, doch es liegt schon ein Hauch von Winter in der Luft. Mir steigt wieder die Galle hoch, wie jedes Mal, wenn ich den Fuß in dieses Krankenhaus setze. Ich möchte meinen Bruder auskotzen, seinen Unfall auskotzen und den Alkoholrausch, den er am Tag, nachdem er die beiden Mädchen überfahren hatte, ausgeschlafen hat. Doch mei-

ne Kehle öffnet und schließt sich nur krampfhaft, ohne dass etwas herauskäme. Toll. Ich kotze Luft.

Der Krankenhausgeruch dringt in meine Nase. Selt-sam. Normalerweise ist er im Treppenhaus schwächer. Ich öffne die Augen, um nachzusehen, ob vielleicht ein Arzt irgendetwas verloren hat, und fluche.

Ich habe mich vertan, ich bin in einem Krankenzim-mer. Ich muss das Notausgangs-Symbol mit einem ande-ren Schild auf der Tür verwechselt haben. Ich sollte lieber verschwinden, bevor der Mensch in dem Bett aufwacht.

Aus meiner jetzigen Position kann ich nur den unte-ren Teil der Beine sehen. Genauer gesagt, das rosa Laken, das sie bedeckt. Es riecht tatsächlich nach Krankenhaus-Chemie, aber mir fällt noch etwas anderes auf. Ein weite-rer Geruch, der nichts mit den Medikamenten und dem ständigen Desinfizieren hier zu tun hat. Ich schließe die Augen, um mich zu konzentrieren.

Jasmin. Es riecht nach Jasmin. Kein ganz alltäglicher Geruch. Aber ich bin sicher, dass es genauso riecht wie der Tee, den meine Mutter morgens immer trinkt.

Komisch, das Geräusch der Tür hat die Person nicht aufgeweckt. Vielleicht schläft sie noch. Ich kann nicht er-kennen, ob es sich um einen Mann oder eine Frau han-delt, aber allein schon wegen des Geruchs tippe ich eher auf eine Frau. Ich kenne keinen Mann, der sich mit Jas-min parfümieren würde.

Ich pirsche mich vor und verstecke mich dabei wie ein Kind hinter der Wand der kleinen Nasszelle. Der Jasmin-duft wird stärker, ich strecke den Kopf aus der Deckung.

Eine Frau. Das ist letztlich nicht überraschend, aber irgendwie hatte ich das Bedürfnis, mir Gewissheit zu verschaffen. Sie schläft. Sehr gut. Ich werde wieder verschwinden können, ohne einen Aufruhr zu verursachen.

Als ich mich auf den Rückweg mache, sehe ich in dem kleinen Spiegel an der Wand mein Gesicht. Meine Augen wirken verstört, mein Haar steht in alle Richtungen. Meine Mutter sagt immer, ich könnte schicker aussehen, wenn ich mir ein bisschen Mühe mit meiner Frisur gäbe. Ich antworte dann, dazu hätte ich keine Zeit. Worauf sie erwidert, dass ich den Frauen besser gefiele, wenn mein dunkler Schopf gezähmt würde. In solchen Fällen verkniefe ich mir die Bemerkung, dass ich Besseres zu tun habe, als Mädels aufzureißen, aber im Allgemeinen lässt sie es an diesem Punkt ohnehin gut sein.

Seit Cindy und ich uns vor einem Jahr getrennt haben, vergrabe ich mich in meiner Arbeit. Nun wirken sich sechs Jahre Zusammenleben ja auch auf die Persönlichkeit aus. Es war ein mächtiger Schlag für mich, als sie mich verließ, und seither versuche ich mich davon zu erholen. Meine Frisur ist also wirklich das Letzte, was mir Sorgen macht.

Schlecht rasiert bin ich auch. Sogar unrasiert, seit zwei Tagen. Es sieht gar nicht so übel aus, aber meine Mutter würde auch dazu sagen, dass ich mich ein bisschen bemühen sollte. Wenn man mich so hört, könnte man meinen, ich würde bei ihr wohnen. Doch nein, ich habe eine eigene Wohnung, eine kleine Zweizimmerwohnung im dritten Stock ohne Aufzug. Sehr nett und vor allem bezahlbar. Nur ist meine Mutter seit einem Monat so aus

der Fassung, dass ich ziemlich oft in ihrem Wohnzimmer kampiere. Nachdem mein Vater sie verlassen hat, ist sie ebenfalls umgezogen und hat deshalb kein Gästezimmer mehr. Das Sofa habe sowieso ich gekauft. Ich hatte eine Vorahnung, dass ich es eines Tages brauchen würde. Das war zwei Monate, bevor Cindy mich verließ.

Ich reibe mir kräftig über die Wangen, um meine Hände warm zu kriegen. Dann hole ich meinen Hemdkragen unter dem Pullover hervor und zerze daran, um ihn wenigstens halbwegs in Form zu bringen. Kaum zu glauben, dass ich den ganzen Tag auf der Arbeit so angezogen war und niemand was gesagt hat. Wahrscheinlich wissen sie, dass heute, am Mittwoch, Besuchstag ist. Wahrscheinlich haben sie meinen Blick gesehen und die Klappe gehalten. Aus Höflichkeit. Oder aus Gleichgültigkeit. Oder weil sie bloß darauf warten, dass ich entlassen werde und sie meine Stelle erben.

Natürlich habe ich einige Bemerkungen zu hören bekommen, nachdem ich Cindy auf dem Gang beleidigt und sie angebrüllt habe, sie schlafe mit dem Chef, aber inzwischen ist sie in einer anderen Zweigstelle, und ich bin einer der besten Mitarbeiter, also wollen sie mich nicht verlieren.

Aus dem Spiegel sehen mich meine grauen Augen an. Im Vergleich zu meinem schwarzen Haar könnte man sie blass finden. Ich fahre mir mit der Hand über den Kopf, als wollte ich meiner Mutter einen Gefallen tun, doch ich höre sofort wieder damit auf. Wozu? Ich suche niemanden.

Ein leises Prasseln lenkt meinen Blick zum Fenster.

Scheiße. Es hat angefangen zu regnen. Und ich habe keine Lust, mir draußen einen abzufrieren, während ich auf meine Mutter und meinen Vetter warte. Ich sehe mich um. Eigentlich ist es in diesem Zimmer schön warm. Die Frau schläft immer noch, und die völlig sauberen Möbel lassen darauf schließen, dass sie nicht oft Besuch bekommt. Ich überlege einen Augenblick, ob es wirklich so verrückt wäre.

Wenn die Frau aufwacht, kann ich mir immer noch eine Ausrede einfallen lassen, zum Beispiel, ich sei gerade erst reingekommen und hätte mich in der Tür geirrt. Und falls Besuch auftaucht, könnte ich behaupten, ich sei ein alter Freund, und dann verschwinden. Aber dann sollte ich vielleicht vorher ihren Vornamen in Erfahrung bringen.

In dem Heft am Fußende des Bettes steht: »Elsa Bilier, neunundzwanzig Jahre, Schädeltrauma, schwere Verletzungen der Handgelenke und des rechten Knies. Zahlreiche Prellungen, bereits heilender Wadenbeinbruch.« Die Liste geht noch weiter, und dann kommt eins der schrecklichsten Wörter dieses Planeten:

»Koma.«

Es bestand eben also wirklich keine Gefahr, sie aufzuwecken.

Ich lasse das Heft sinken und sehe die Frau an. Neunundzwanzig Jahre. In dieser Position, mit all den Schläuchen und Kabeln, sieht sie eher aus wie eine vierzigjährige Mutti, die in ein Spitzennetz geraten ist. Doch aus größerer Nähe nehme ich ihr die neunundzwanzig Lenze

wieder ab. Hübsches, zartes Gesicht, kastanienbraunes Haar, ein paar vereinzelte Sommersprossen hier und da, ein Schönheitsfleck in der Nähe des rechten Ohrs. Nur die mageren Arme, die unter den Laken hervorkommen, und die eingefallenen Wangen könnten mich etwas anderes vermuten lassen.

Ich sehe wieder aufs Heft, und mir stockt der Atem.

Unfalldatum: 10. Juli.

Fünf Monate ist sie schon in diesem Zustand. Ich müsste das Heftchen wieder ablegen, aber jetzt hat mich die Neugier gepackt.

Unfallursache: Bei Gletscherwanderung von Lawine verschüttet.

Es gibt überall Verrückte. Ich habe nie verstanden, warum es Leute gibt, die auf Gletschern herumkraxeln, diesen Eisdingern voller Löcher und Spalten, auf denen man bei jedem Schritt sein Leben riskiert. Jetzt ärgert sie sich bestimmt tot darüber. Nun ja, nur so eine Redewendung. Sicher merkt sie gar nicht, was mit ihr geschieht. Das macht doch ein Koma aus: Du bist woanders, und keiner weiß, wo.

Plötzlich überkommt mich der schreckliche Wunsch, die Situation meines Bruders mit der dieses Mädchens zu vertauschen. Sie hat sich ganz allein hineingebracht. Sie hat niemandem geschadet, glaube ich wenigstens. Mein Bruder hingegen hatte zu viel getrunken und ist dann trotzdem Auto gefahren. Er hat zwei vierzehnjährige Mädchen umgebracht. Eigentlich sollte er im Koma liegen. Nicht sie.

Ich werfe einen letzten Blick in das Heft, bevor ich es weglege.

Elsa. Neunundzwanzig Jahre (geboren am 27. November).

Teufel auch, heute ist ihr Geburtstag.

Ich weiß nicht, warum, aber ich nehme den Bleistift mit Radiergummi, der an dem Heft hängt, und radiere die Neunundzwanzig aus. Es gibt eine ziemliche Schmierspur, aber das macht nichts.

»Heute bist du dreißig geworden, meine Schöne«, sage ich leise, als ich die neue Zahl hinschreibe.

Ich sehe sie weiter an. Irgendetwas stört mich, und nach einem kurzen Augenblick weiß ich, was. Dass sie an all diese Geräte angeschlossen ist, macht sie hässlich. Wenn ich alles abstöpseln würde, würde sie fast so aussehen wie eine Jasminblüte – mit all dem Duft, der noch im Zimmer liegt. Im Augenblick gibt es eine Diskussion über »Abschalten« und »Nicht abschalten«. Bislang hatte ich keine Meinung dazu. Jetzt würde ich am liebsten alle Schläuche und Kabel entfernen, einfach um ihr ihre Natürlichkeit zurückzugeben.

»Wie hübsch du bist, du hast dir wirklich einen Geburtstagskuss verdient.«

Ich bin selbst überrascht über meine Worte, aber ich fange schon an, die paar Schläuche wegzuschieben, die mir den Zugang zu ihrer Wange verwehren. Aus so geringem Abstand ist der Jasmin klar als Jasmin zu erkennen. Ich drücke meine Lippen auf ihre warme Wange, und es trifft mich wie ein elektrischer Schlag.

Seit einem Jahr habe ich keine Frau mehr geküsst, mal abgesehen von den Küsschen für die Kolleginnen. Was ich eben getan habe, hatte nichts Sinnliches oder Sexuelles an sich, aber verdammt noch mal, ich habe gerade einer Frau einen Wangenkuss geraubt. Bei diesem Gedanken muss ich lächeln, ich entferne mich wieder von ihr.

»Du hast Glück, draußen regnet es, ich leiste dir noch ein bisschen Gesellschaft, Jasminblüte.«

Ich ziehe mir den Stuhl heran und setze mich. Wahrscheinlich brauche ich keine zwei Minuten, um einzuschlafen.



Clélie Avit

Ich kenne dich aus meinen Träumen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48424-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2016

Elsa verspürt keine Kälte mehr, keinen Hunger, keine Angst. Sie liegt im Koma. Doch sie hört alles um sich herum. Hört, dass die Ärzte die Hoffnung aufgegeben haben und die Maschinen, die sie am Leben erhalten, abstellen wollen. Hört, dass sie auch für ihre Freunde und Familie eigentlich schon verschwunden ist. Bis eines Tages Thibault aus Versehen in ihr Zimmer platzt. Er beginnt mit ihr zu sprechen, ohne Antworten zu erwarten. Erzählt ihr von sich und dem Leben. Und er kommt wieder. Jeden Tag, da er sie in ihrem Zimmer besucht, wächst das Gefühl der Verbundenheit zwischen dem fremden Mann und dem schlafenden Mädchen. Denn Thibault sieht etwas, das alle anderen nicht mehr erkennen: Elsa ist noch da.